



PAUL
SCHEERBART

**Die große
Revolution**

Lesabéndio

HIRNKOST



PAUL SCHEERBART

Die große Revolution

Ein Mondroman

Lesabéndio

Ein Asteroïden-Roman

HIRNKOST

Originalausgabe

© 2022 Hirnkost KG, Lahnstraße 25, 12055 Berlin;

prverlag@hirnkost.de; <http://www.hirnkost.de/>

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage Oktober 2022

Die Erstauflage von *Die große Revolution* erschien 1902 im Insel-Verlag, Leipzig

Lesabéndio 1913 bei Georg Müller, München und Leipzig.

Vertrieb für den Buchhandel:

Runge Verlagsauslieferung; msr@rungeva.de

Privatkunden und Mailorder:

<https://shop.hirnkost.de/>

Herausgeber: Hans Frey

Lektorat: Klaus Farin

Korrektorat: Christian Winkelmann-Maggio

Layout: *benSwerk*

ISBN:

PRINT: 978-3-949452-40-6

PDF: 978-3-949452-42-0

EPUB: 978-3-949452-41-3

Hirnkost versteht sich als engagierter Verlag für engagierte Literatur.

Wir drucken nicht nur



Mehr Infos: <https://www.hirnkost.de/der-engagierte-verlag/>

Dieses Buch erschien als Band IV der Reihe »Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction«. Alle Titel und weitere Informationen finden Sie hier:

<https://shop.hirnkost.de/produkt/schaetze/>

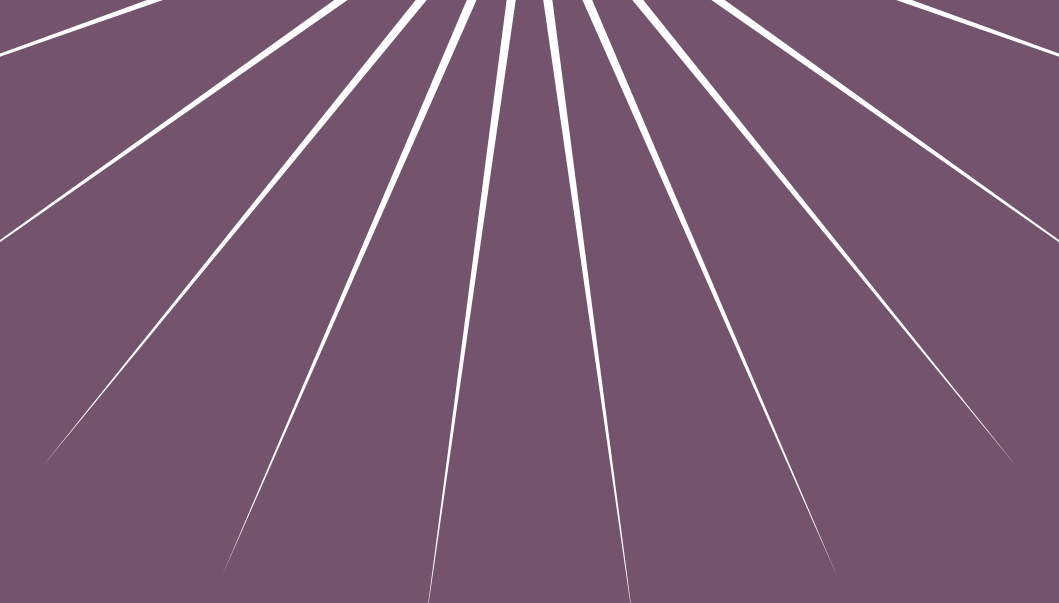
The background of the cover is black, featuring a white sunburst pattern with approximately 20 rays radiating from the center. In the center of the cover is a large white circle. Inside this circle, the author's name is at the top, followed by the title in a stylized font, a horizontal line, and the subtitle below it. At the bottom of the circle is the publisher's name.

PAUL
SCHEERBART

**Die große
Revolution**

Lesabéndio

HIRNKOST



Paul Carl Wilhelm Scheerbart · 1863 – 1915

war Schriftsteller überwiegend fantastischer Literatur und Zeichner. Er studierte Philosophie und Kunstgeschichte und versuchte, das Perpetuum mobile zu erfinden. 1892 gründete er den »Verlag deutscher Fantasten«. Nach verschiedenen Veröffentlichungen verschaffte ihm sein Roman *Die große Revolution*, der 1902 im Insel Verlag erschien, Anerkennung in literarischen Kreisen, allerdings ohne nennenswerte Verkaufszahlen zu erreichen. Trotz weiterer Förderer – wie Ernst Rowohlt, der 1909 Scheerbarts skurrile Gedichtsammlung *Katerpoesie* als eines der ersten Bücher des Rowohlt Verlags verlegte – blieb er zeitlebens in finanziellen Schwierigkeiten.

Scheerbarts fantasievolle Aufsätze über Glasarchitektur beeinflussten die damaligen jungen Architekten wie Bruno Taut, aber auch Walter Benjamins *Passagen-Werk*. Benjamin verfasste bereits 1917 einen bewundernden Essay über *Lesabéndio*.

benSwerk

geboren 1970, lebt in Berlin. Studierte Werbegrafik und freie Kunst. Wenn sie nicht für Hirnkost layoutet, porträtiert sie das kleine Volk und andere Wesenheiten der Anderswelt, ersinnt Orakelkarten oder gestaltet andere Bücher – mit Vorliebe in den Bereichen WeirdFiction oder Phantastik. www.benswerk.com

Klaus farin

geboren 1958 in Gelsenkirchen, lebt seit 1980 – Punk sei Dank – in Berlin-Neukölln. Nach Tätigkeiten als Konzertveranstalter und -Security, Buchhändler und Journalist nun freier Autor und Lektor, Aktivist und Vortragsreisender. Bis heute hat Farin 29 Bücher verfasst und weitere herausgegeben, zuletzt gemeinsam mit Rafik Schami: *Flucht aus Syrien – neue Heimat Deutschland?* und mit Eberhard Seidel: *Wendejugend*. Er ist Vorsitzender der Stiftung *Respekt!* und ehrenamtlich Geschäftsführer des Hirnkost Verlags. Weitere Infos: <https://klausfarin.de/ueber-klaus-farin/biographie>.

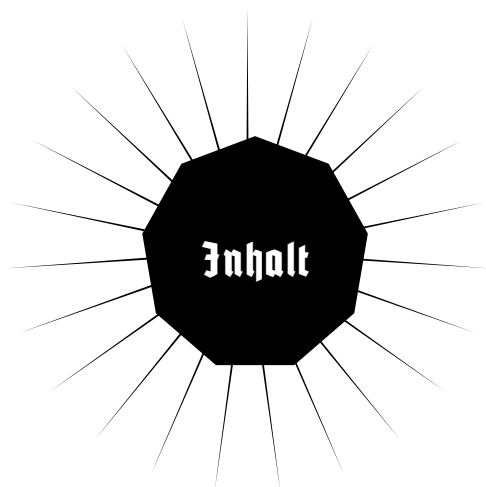
Hans frey

geboren 1949, Germanist, Lehrer und Ex-NRW-Landtagsabgeordneter, ist in seinem »dritten Leben« Autor und Publizist. Seine Spezialität ist die Aufarbeitung der Science Fiction. Bisher veröffentlichte er ein umfangreiches Werk über Isaac Asimov, das Sachbuch *Philosophie und Science Fiction* und Monographien über Alfred Bester, J. G. Ballard und James Tiptree Jr. Seit 2016 arbeitet er an einer Literaturgeschichte der deutschsprachigen SF. Drei Bände sind bislang bei Memoranda erschienen (*Fortschritt und Fiasko*, *Aufbruch in den Abgrund* und *Optimismus*

und Overkill). Für die ersten beiden Bände erhielt er den Kurd Laßwitz Preis 2021.

Michael Marrak

geboren 1965, studierte Grafik-Design in Stuttgart und trat Anfang der Neunzigerjahre als Autor, Herausgeber und Anthologist in Erscheinung. Nach einigen Jahren als freier Illustrator widmet Marrak sich seit 1997 ganz dem Schreiben und wurde für seine Romane, Erzählungen und Covergrafiken mehrfach mit dem Deutschen Phantastik Preis, dem Kurd Laßwitz Preis und dem Deutschen Science Fiction Preis ausgezeichnet. Übersetzungen seiner Romane und Erzählungen erschienen in Frankreich, Griechenland, Russland, China und den USA. Sein 2017 erschienener Roman *Der Kanon mechanischer Seelen* wurde mit dem renommierten Kurd Laßwitz Preis sowie mit dem auf der Leipziger Buchmesse vergebenen Seraph ausgezeichnet. Michael Marrak lebt und arbeitet als freier Schriftsteller und Illustrator in Schöningen am Elm, der ältesten Stadt Niedersachsens und selbsternannten „Stadt der Speere“.



Zum Geleit	8
Vorwort von Michael Marrak	11
Die große Revolution – ein Mondroman	21
Lesabéndio – ein Asteroiden-Roman	161
Nachwort von Hans Frey	387

Wir leben in einer Gegenwart des radikalen Umbruchs, der alle Bereiche der menschlichen Zivilisation durchdringt. Die Probleme scheinen uns über den Kopf zu wachsen. Wir brauchen kluge Ideen, tragfähige Lösungen, vielleicht sogar Utopien, die neue Perspektiven aufzeigen.

Vielleicht ist es gerade in dieser aufwühlenden Situation auch hilfreich, einmal innezuhalten und zurückzublicken. Denn vieles, was uns heute beschäftigt, ist nicht wirklich neu. Schon vor über einhundert Jahren machten sich Autoren und Autorinnen Gedanken über das Klima, über Armut, Wohnen, Ernährung und das Bildungssystem, ob und inwieweit Technik ein Motor für den Fortschritt oder eine existenzielle Gefahr darstellen kann (beispielsweise Atomkraft, Geoengineering, Gentechnik). Vor allem die Autoren und Autorinnen der einst »Zukunftsliteratur« genannten Science Fiction entwarfen wie in keinem anderen Genre gesellschaftliche Utopien und Dystopien, die noch heute so gegenwärtig wirken, als wären sie gerade erst entstanden. Sie sind trotz oder vielleicht gerade wegen ihres oberflächlich antiquiert wirkenden Charmes heute noch mit Gewinn und Genuss zu lesen. Vierzig Perlen aus der deutschsprachigen Science Fiction möchte Ihnen diese Edition im Laufe der nächsten Jahre präsentieren.

Jedes Buch der Edition enthält den Roman selbst sowie in einigen Fällen ergänzende Texte der jeweiligen Schriftsteller und



Schriftstellerinnen. Umrahmt werden die Originaltexte von einem Vorwort namhafter Autoren und Autorinnen der Gegenwart und einem historisch-analytischen Nachwort von anerkannten Expertinnen und Experten, das vornehmlich die literaturhistorischen und zeitgeschichtlichen Hintergründe des Textes beleuchtet.

Parallel zur gedruckten Version erscheinen EPubs in allen Formaten und Vertriebsoptionen, die in der Regel zusätzliche ergänzende Materialien (etwa dazugehörige weitere Romane, Sachbücher und Essays der Autoren und Autorinnen, zeitgenössische Rezensionen und andere Leserstimmen sowie weitere Analysen) enthalten und so vor allem für die wissenschaftliche Beschäftigung eine wertvolle Bereicherung darstellen. Damit werden nicht nur die Originaltitel wieder für ein größeres Lesepublikum zugänglich gemacht, sondern auch der Forschung in bislang einzigartiger Weise sowohl historisches Quellenmaterial als auch aktuelle Analysen aufbereitet zur Verfügung gestellt.

Besonderen Wert legen wir auf die Gestaltung. Auch sie soll zum Lesen einladen, denn die von uns herausgegebenen Werke haben es allemal verdient, neue Leser und Leserinnen zu finden. So werden die Werke nicht einfach als Faksimile reproduziert, sondern komplett neu Korrektur gelesen und gesetzt.

Wir, der Verleger Klaus Farin (*1958) und der Herausgeber Hans Frey (*1949), beide Sachbuchautoren, kennen uns schon seit Jugendjahren. Wir stammen beide aus dem Herzen des Ruhrgebiets, aus Gelsenkirchen, engagier(t)en uns für eine bessere, gerechtere Gesellschaft und sind seit unserer Jugend leidenschaftliche

Science-Fiction-Leser. Als wir uns nach Jahren zufällig in Berlin wiedertrafen, wurden sofort Pläne geschmiedet. Angeregt durch die deutschsprachige SF-Literaturgeschichte von Hans Frey im Memoranda Verlag wurde die Idee geboren, eine langfristig angelegte Reihe mit wichtigen, aber fast vergessenen Originaltexten der deutschsprachigen Science Fiction zu veröffentlichen.

Aus dieser Idee ist Realität geworden. Die Reihe leistet einen wesentlichen Beitrag zur lebendigen Aufarbeitung und Bewahrung bedeutender Werke der deutschsprachigen SF. Zudem ist sie ein einzigartiges Dokument für die Vielfalt und Vielschichtigkeit des über die Jahre gewachsenen Genres.

Wahr bleibt indes auch: Ohne engagierte Leser und Leserinnen, die die Bücher kaufen und sich an ihnen erfreuen, kann das Projekt nicht gelingen. Empfehlen Sie es bitte weiter. Abonnieren Sie die Reihe. Wir unterbreiten Ihnen ein verlockendes Angebot. Greifen Sie zu!

Hans Frey, Klaus Farin

Krieg dem Kriege im magischen Spiegel

Vorwort von Michael Marrak

*Ich landete also auf dem Monde, setzte mich, um ein wenig auszu-
ruhen, nieder und beschaute so von oben herab die Erde (...). Diese
Mannigfaltigkeit des Anblickes gewährte mir ein ausnehmendes Ver-
gnügen.*

Lukian von Samosata, *Ikaromenippus* oder *Die Luftreise* (etwa 160
n. Chr.)

*Bei seinen Bewohnern handelte es sich um Männer, Frauen, Tiere,
Vögel, Fische und Insekten derselben Gattungen wie bei uns, ohne
Ausnahme: Die Männer nicht größer, besser oder klüger als hier; die
Frauen nicht schöner oder aufrichtiger als bei uns. Dieselbe Sonne
scheint für sie, die Planeten stellen sich für sie ebenso dar wie für uns.
Unsere Welt ist ihr Mond und ihre Welt unser Mond.*

Daniel Defoe, *Der Konsolidator* oder *Erinnerungen an mannig-
faltige Begegnungen mit der Welt des Mondes* (1705)

Spätestens seitdem der erste Mensch vor über einem halben Jahrhun-
dert im Meer der Ruhe gelandet ist und Neil Armstrong seinen iko-
nischen Fußabdruck im Mondstaub hinterlassen hat, wissen wir: Die
Oberfläche unseres Trabanten ist eine karge, graue, kratervernarbte
Ödnis ohne Leben, zertrümmert von Millionen und Abermillionen

kosmischer Geschosse, deren Einschlagswucht von keiner Atmosphäre gemildert wurde. In etwa so groß wie die Landmasse von Europa und Afrika zusammen, steigt die Temperatur auf ihr während des zwei Wochen währenden Mondtages auf bis zu 130 Grad Celsius, wohingegen sie auf der sonnenabgewandten Seite auf bis zu minus 160 Grad Celsius fällt. Das Volumen der dünnen Gashülle unseres Trabanten entspricht unter irdischen Bedingungen einem Würfel von 64 Kubikmetern Größe. Der Mondhimmel ist schwarz, und es herrscht ewige Stille – doch das war nicht immer so ...

Meine Erinnerungen an frühe Science-Fiction-Literatur sind geprägt von Geschichten, in denen die Fantasie der Autoren wilde Blüten trieb und jeder Planet unseres Sonnensystems Leben, eine Biosphäre oder gar eine Zivilisation fremdartiger Geschöpfe beherbergte, selbst der ferne Pluto, die Asteroiden oder unser Mond. Und bekamen die abenteuerlustigen Raumfahrer von der Erde es nicht direkt mit Letzteren zu tun, so konnten doch zumindest noch die Ruinen jener geheimnisvollen außerirdischen Völker erforscht werden, wie etwa in Wolf Detlef Rohrs Roman *In den Geisterstädten des Merkur* (1953), Ray Bradburys *Die Mars-Chroniken* (1950), Ben Bovas *Die dunklen Wüsten des Titan* (1972) oder Stanislaw Lems *Die Astronauten* (1973), worin die zu dieser Zeit fast schon anachronistisch anmutende Erkundung der Venus und ihrer Ruinen beschrieben wird.

Allen fernen Welten des Sonnensystems voraus war, ist und bleibt in dieser Hinsicht jedoch unser Mond. Die Gründe sind im wahrsten Sinne des Wortes *naheliegend*.

Seit unsereins auf Erden wandelt, beflügelt der Mond unsere Fantasie, begeistert und ängstigt uns, lässt uns beten, träumen, bewundern, staunen und fürchten. Blickten die Menschen der Frühzeit und

der ersten Hochkulturen in den Himmel, sahen sie jedoch nicht zu einem Mond auf, sondern zu einem Gott oder einer Göttin. Luna und Selene mögen heute die Bekanntesten unter ihnen sein. In anderen Kulturen hieß er Isis, Bendis, Nanna, Artemis, Thot, Tecciztecatl, Mani oder Morrigan. An eine ferne Zivilisation dachte dereinst freilich noch niemand. Die Oberfläche klassischer Gottheiten war weder aus mythologischer noch aus literarischer Sicht bewohnt, schon gar nicht von Menschen. Allenfalls tummelten sich in ihrer Peripherie Untergottheiten oder namenlose übermenschliche Dienerwesen.

Der Paradigmenwechsel nebst Götterdämmerung setzte ein, als sich die mannigfaltigen himmlischen Entitäten im Laufe der Jahrtausende in einen ›wahrhaftigen Körper des Himmelszeltes‹ verwandelten und letztendlich zu einem die Erde umkreisenden Mond verschmolzen.

Früheste Reisen zu unserem astronomischen Begleiter waren vom damaligen Weltbild der Menschen und den vorstellbaren Möglichkeiten einer solch fantastischen Himmelsfahrt geprägt. Entweder bereisten die Protagonisten das Sonnensystem nebst Besuch des Mondes dem Ikarus gleich mithilfe (amputierter) Greifvogelschwinge wie in *Ikaromenippus oder Die Luftreise* des syrisch-römischen Satirikers Lukian von Samosata, der um das Jahr 160 n. Chr. die erste uns bekannte Reise zum Mond beschrieb. Oder man träumte sich in einer wundersamen Maschine hinauf zum Mondland wie anderthalb Jahrtausende später der Erzähler in Daniel Defoes Roman *Der Konsolidator oder Erinnerungen an mannigfaltige Begegnungen mit der Welt des Mondes* (1705).

In späteren Werken gelang die Reise zu unserem Trabanten auch mittels Ballon (Edgar Allan Poe, *Das unvergleichliche Abenteuer*

eines gewissen Hans Pfaall, 1835), riesigem Geschoss (Jules Verne, *Von der Erde zum Mond*, 1865), Sonnentau in Flaschen (Cyrano de Bergerac, *Die Reise zu den Mondstaaten*, 1657) oder gar mithilfe einer rasant wachsenden Bohnenranke wie in Gottfried August Bürgers Lügengeschichtensammlung *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande – Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen* von 1786.

Für die wahre Würze in frühen SF-Geschichten sorgen unzweifelhaft außerirdische Biosphären und – im Idealfall – die darin anzutreffenden Zivilisationen oder ihre Relikte.

Zu einer Zeit, als es noch nicht möglich war, mittels Pumpen ein Vakuum zu erzeugen, formulierte der französische Schriftsteller und Humanist François Rabelais um das Jahr 1530 herum die Phrase *Natura abhorret vacuum*, die Natur verabscheut das Nichts. Daraus entwickelte sich der auch heute noch gebräuchliche *Horror vacui*, die Angst vor der Leere.

Es mag nicht unbedingt das Zurückschrecken der Natur vor der Leere gewesen sein, das Autoren früher SF-Werke den Mond als Hort überbordenden Lebens, der Artenfülle und der Zivilisationen hatte beschreiben lassen, sondern die ewige Sehnsucht nach Fremde und Exotik.

So mögen uns die ersten Sätze von Paul Scheerbarts Roman *Die große Revolution* heute, 120 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung, angesichts des heutigen Wissensstands naiv und realitätsfern, ja geradezu traumtänzerisch erscheinen, wenn er da schreibt:

Auf dem Monde war's Nacht. Und die dicke Luft war ganz still. Und die Goldkäfer saßen auf den dunklen Moosfeldern und leuchteten – so wie die Sterne am schwarzen Himmel leuchteten. (...) Und

fünf Mondmänner schwebten über den Moosfeldern und leuchteten auch – aber so wie Kugeln von Phosphor.

Doch trotz aller Sprachfülle und des Ideenreichtums sind seine zu Beginn des 20. Jahrhunderts erdachten Geschichten aus historischer Sicht fast nur noch ein fantastisches Nachglühen.

Den Grundstein für die erst dreizehn Jahrhunderte später mit Ludovico Ariostos *Orlando Furioso* (1516) zaghaft aufblühende Space Fantasy und Retro-SF legte im 2. Jahrhundert nach Christus erneut der Satiriker Lukian. Er beschreibt in seiner Burleske *Wahre Geschichten* erstmals das Zusammentreffen mit einer extraterrestrischen Zivilisation von Mondmenschen, was ihn für nicht wenige zum ersten Science-Fiction-Autor der Welt macht, ein Prädikat, das bisher noch immer Mary Shelley für ihr 1818 erschienenes Werk *Frankenstein oder Der neue Prometheus* zugesprochen wird, dicht gefolgt von Jules Verne.

In den *Wahren Geschichten* gerät ein Segelschiff in einen gewaltigen Sturm, bei dessen Wüten es aus dem Meer gehoben und bis zu unserem Trabanten getrieben wird. Dort trifft die Crew auf Mondwesen, haarlose Geschöpfe mit nur einem Zeh und Grasbüscheln statt Ohren, deren Nachwuchs an den Waden der Männer wächst, weil es keine Frauen gibt.

Schon bald gerät die Besatzung »in einen wahren Krieg der Sterne«, wie es Sebastian Fischer von der *Nordwestzeitung* in seinem Artikel »Was Tim und Struppi Neil Armstrong voraus hatten« formuliert; eine Schlacht zwischen den Armeen des Mondkönigs und denen des Sonnenherrschers um den Planeten Venus.

Trotz des kosmischen Konflikts, außerirdischer Rassen, fortschrittlicher Technik und einer bizarren lunaren Fauna und Flora

wird Lukians Abenteuer nur der sogenannten Proto-Science-Fiction zugeordnet, erklärt 1E9-Redakteur Michael Förtsch in seinem Artikel »Schrieb ein römischer Autor die erste Science-Fiction-Geschichte?« – mangels Einfluss von Wissenschaft und Technik als gesellschaftsbestimmenden Faktoren.

Romane und Erzählungen, in denen Mondzivilisationen oder gar Mondbiosphären beschrieben werden, ziehen sich durch die gesamte fantastische Literatur, wobei sich der Blick der Autoren auf die mannigfaltigen Mondgesellschaften wie bei Scheerbart oft auch als kritischer, teils zynischer, teils satirischer Blick in den Spiegel entpuppt. Ein Aspekt, der sicher der Nähe beider Himmelskörper zueinander geschuldet ist. Johannes Keplers *Somnia (Der Traum, 1634)* gilt es in dieser Liste zu erwähnen, *Washington Irvings Die Unterwerfung durch den Mond (1809)*, Richard Adams Lockes Pseudo-Tatsachenbericht *Neueste Berichte vom Cap der Guten Hoffnung über Sir John Herschel's höchst merkwürdige astronomische Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend (1835)*, heute bekannt als *The Great Moon Hoax*, Jules Vernes *Von der Erde zum Mond (1865)*, Herbert George Wells' *Die ersten Menschen auf dem Mond (1901)*, Edgar Rice Burroughs' *Die Mond-Trilogie (1926)* sowie Kurt Karl Doberers *Wunder im Mond oder Kampf der Pflanzen (1926)*, um nur einige zu nennen.

Durch Paul Scheerbarts Variante, dem Mond Leben einzuhauchen, zieht sich ebenfalls ein kriegertischer, zerstörtetischer roter Faden, doch keinesfalls der seiner Mondgeschöpfe, sondern jener der von ihnen seit Jahrtausenden beobachteten und verabscheuten Erdenmenschen. Seine beinlosen, rübenköpfigen, schwebenden, friedliebenden und unsterblichen Mondmänner vermögen je nach

Stimmung zu leuchten und betrachten Wesen *mit* Beinen als primitive Geschöpfe. Der überzeugte Pazifist Scheerbart hält sich nicht mit Gesellschaftskritik zurück, verpackt diese jedoch in ein weitaus opulenteres SF-Gewand als Daniel Defoe sein lunares Spiegel-Britannien.

In seinem auf dem Asteroiden Pallas spielenden Roman *Lesabéndio* hingegen bleiben die Menschheit und ihre selbstzerstörerische Natur gänzlich außen vor. Hier agieren einzig die Angehörigen einer absonderlichen Zivilisation molchartiger Kreaturen, deren Lebenszweck darin besteht, ein dem Genuss und der Kunst gewidmetes Dasein zu führen. All ihr Tun und Streben gilt dabei der Errichtung eines riesigen Turms, von dessen Fertigstellung die Pallasianer sich ihr Einswerden mit dem Universum erhoffen.

Mit einem durchschnittlichen Durchmesser von knapp 550 Kilometern ist der kartoffelförmige Asteroid Pallas, den Scheerbart sich für seinen Roman ausgesucht hatte, nach Ceres der zweitgrößte und drittmassereichste Himmelskörper des Asteroidengürtels. Als *Lesabéndio* entstand, waren die Gelehrten noch der Ansicht, Pallas, Vesta, Ceres und alle übrigen Objekte des Asteroidengürtels seien die Reste eines in grauer Vorzeit zerborstenen Planeten namens Phaeton, dessen Umlaufbahn zwischen Mars und Jupiter gelegen hatte – ein Aspekt, der seinen Weg selbstverständlich auch in die Science Fiction fand. So nennt Manfred Langrenus den hypothetischen, in seiner Vorstellung durch einen interplanetaren Krieg zerstörten Planeten in seinem 1951 erschienenen Roman *Reich im Mond* Atlan.

Auch über die und zu den kleinen Asteroiden gibt es wunderbare Geschichten inmitten exotischer Fauna und Flora, wenngleich

längst nicht in der Fülle wie jene, die auf dem Mond spielen. Was aus heutiger Sicht bereits auf unserem Trabanten relativ unwirklich erscheint, ist auf Winzlingen wie Pallas eigentlich so gut wie unmöglich – doch keinesfalls unvorstellbar. So verortet Edmond Hamilton in seinem 1941 veröffentlichten Captain-Future-Roman *Im Zeitstrom verschollen* auf dem namenlosen Asteroiden 221 einen dichten Dschungel, in dem Asteroidenratten umherhuschen und Flammenvögel in der dünnen Luft phosphoreszierende Schweife hinter sich herziehen. Eine Gruppe von Erzschrürfern ist es dann, die des Nachts nahe den Raumschiffen, mit denen sie gelandet sind, uralte, von Vegetation überwucherte Ruinen entdecken.

Selbst wenn die utopischen Geschichten der frühen Science Fiction den meisten Lesern und Leserinnen unbekannt sind und schwebende, kugelbäuchige Mondmänner und tropisch bewaldete Asteroiden vielen allenfalls ein mildes Lächeln entlocken, ist ein kleiner Asteroidenbewohner, der etwa zur gleichen Zeit wie Hamiltons Captain Future das Licht der Welt erblickt hat, den meisten auch heute noch wohlbekannt: Antoine de Saint-Exupérys *Der kleine Prinz* (1943), der auf einem winzigen Asteroiden mit drei Vulkanen lebt, sich mit lästigen Affenbrotbäumen abplagt, deren Wurzeln den Himmelskörper ständig zu sprengen drohen, und sich mit seiner sprechenden Rose unterhält, die alles ist, was er liebt. Auf der Suche nach Freunden begibt er sich auf die Reise zu weiteren Asteroiden, die ebenfalls von einsamen Existenzen bewohnt sind, und gelangt schließlich auch zu uns auf die Erde.

Hier in unserer ureigenen Biosphäre, die wir lieb gewonnen haben und gern mit einem Buch in der Hand und einem Glas Wein auf dem Tisch in der Stille und Einsamkeit der Geschichtenleser

verbringen, sollen nun Paul Scheerbarts Fantasie und die opulenten, fremdartigen und bisweilen seltsam anmutenden Welten seiner Luniden und Pallasianer das weitere Wort haben. Und wer weiß, ob tatsächlich alles nur Science-Fiction-Schwärmerei gewesen ist, was er vor über einem Jahrhundert verfasst hat. Der Mond hütet noch viele Geheimnisse ...



Die große Revolution

Ein Mondroman

Dem lachenden Fanatiker
Alfred Walter Heymel



Auf dem Monde war's Nacht.
Und die dicke Luft war ganz still.
Und die Goldkäfer saßen auf den dunklen Moosfeldern
und leuchteten – so wie die Sterne am schwarzen Himmel leuchteten.

Von der Erde war nur ein Viertel als Halbkreis zu sehen.

Und fünf Mondmänner schwebten über den Moosfeldern und leuchteten auch – aber so wie Kugeln von Phosphor.

Und der Mondmann, der voranflog, wurde plötzlich so rot wie eine feurige Kohle, und da flogen die vier anderen Mondmänner an seine Seite und wurden ganz allmählich ebenfalls so rot.

Durch dieses Rotwerden sagten sich die Mondleute, dass sie bereit wären, miteinander zu sprechen.

Und der Mondmann, der zuerst rot wurde, sprach jetzt langsam und nachdenklich:

»Der Stern, mit dem wir leben, unser guter Mond, will ein großes Auge haben und – wenn's möglich wäre – schließlich ein großes Auge sein – bloß noch ein einziges Auge sein – ganz Auge sein.«

Die Mondleute hatten, wenn sie in der Luft schwebten, unten Kugelgestalt, und aus der ragte oben ein kleiner Brustrumpf mit einem Rübenkopf und zwei Armen heraus.

Und mit den siebenfingrigen Händen, die unten an den Armen hingen, klatschte jetzt jeder der fünf Mondmänner auf seinen Ballonbauch, dass es dumpf dröhnte – wie von Pauken.

Mit diesen Tönen tat die Mondbevölkerung ihr Wohlbehagen und ihre Heiterkeit kund.

Rasibéff, der Mondmann, der seiner feurigen Gesinnung wegen seit Jahrhunderten bekannt war, rief nun hell in die Nachtluft:

»Was der große Mafikâsu soeben gesagt hat, das gibt unserm Streben das Rückgrat. Wir wollen, was unser Stern will. Und wenn unser Wille der Wille unseres Sterns ist, so muss dieser Wille alle Mondvölker mitreißen – und wir müssen in unserem Monde ein Fernrohr bauen, wie's der Mond nicht größer haben kann – ein Fernrohr von der Größe des Monddurchmessers.«

Wenn die Mondleute ihren Rumpf vorbeugten und über ihren Ballonbauch rüber nach unten blickten, so kam ihnen das Bild der dunklen Mondoberfläche fast ebenso wie das Bild des Himmels mit den Sternen vor, da die Goldkäfer unten auch so still leuchteten wie oben die großen Weltgestalten im unendlichen Raum.

Die fünf Mondmänner beugten sich jetzt sämtlich vornüber und flogen danach viel schneller als bisher mit dem Rübenkopfe voran dem nächsten Krater zu.

Die Rübenköpfe hatten oben einen Kranz von Fühlhörnern, die sich beim Fliegen nach allen Richtungen vorreckten und dadurch kronenartig wirkten; die Fühlhörner witterten wie feine Geruchsorgane alle Dinge, an denen man sich stoßen kann.

Da sprach Zikáll, der Mann der Wissenschaft:

»Jedenfalls bezweifle ich, dass der Mond seinen Willen mit unserer Beihilfe durchsetzen möchte. Wenn der Mond wirklich auf der anderen Seite ein Organ haben will, das unserem Auge entspricht, so braucht er dazu nicht die Beihilfe der kleinen Mondleute. Wissenschaftlich nicht zu begründende Aussprüche wie die vom Mondauge sollten bei der Agitation nicht gebraucht werden. Wenn wir sagen, dass wir ein großes Fernrohr haben wollen, dessen Länge die des Monddurchmessers erreichen soll, so haben wir damit nach meiner Meinung genug gesagt. Die großen Worte haben immer einen kleinen Spaßgehalt in sich. Die großen Worte sind der Tatenlust zuwider.«

Die Sterne des Himmels funkelten jetzt, und die beiden hellblauen Augen des großen Mafikâsu, der zuerst gesprochen hatte, funkelten ebenfalls, und er sagte nun, während er langsamer flog:

»Jedenfalls freue ich mich, dass der große Zikáll die Herstellung des großen Fernrohrs, das so lang wie der Monddurchmesser werden soll, nicht für eine Unmöglichkeit erklärt. Und da Zikáll nicht will, dass ich das Wort Mondauge gebrauche, so will ich das Wort vermeiden, obschon ich doch bemerken muss, dass die Sterne öfters gerade die kleinsten Lebewesen zur Durchführung ihrer großen astralen Absichten benutzen.«

Hierauf sagte der Zikáll sehr rasch:

»Es fragt sich übrigens, ob unser Stern, der Mond selber, durch das große Fernrohr sieht – wenn wir, die Mondmänner, da durchsehen.«

»Das«, versetzte Mafikâsu, »fragt sich wohl. Aber wir wollen nicht vergessen, dass wir das große Fernrohr nur dann durchdringen

werden, wenn's unserem Monde nicht unbequem ist. Wir wollen nicht den Respekt vor dem Ganzen vergessen.«

Nach diesen Worten hatten die fünf den Krater, dem sie zuflogen, erreicht und ließen sich nun oben am Rande des Kraters auf fünf freien Natursäulen nieder. Die Mondmänner setzten sich auf die Säulen, indem sie ihren Ballonbauch zusammenzogen und daraus eine Art Raupenfuß machten; die dicke gummiartige Hautmasse des Bauches umschloss muskulös den ganzen Kopf der Säule, sodass das Sitzen recht bequem war und auch so aussah.

Die Mondmänner glühten immer noch wie rote Kohlen, nur die Rübenköpfe und die Hände phosphoreszierten silberartig, und die zehn Augen flimmerten in hellblauen Farbtönen.

Nun ergriff der weitsichtige Loso das Wort:

»Ja!«, rief er. »Wir verstehen den großen Mafikâsu vollkommen. Alles geht gegen die Erdbeobachtung. Die Mondleute, die das große Fernrohr haben wollen, haben eine große Abneigung gegen den Stern, der uns am nächsten steht – gegen die große Erde. Wir sollen gezwungen werden, die Erdbeobachtung aufzugeben. Wir sollen uns fûrderhin nur noch mit den weiter fort befindlichen Sternen – mit dem entferneren Weltenraume – beschâftigen. Das ist es, worauf alles hinauslâuft.«

In der Ebene, die sich unten vor dem Krater weit ausdehnte, glitzerten jetzt die Goldkâfer – und oben am Himmel glitzerten die goldenen Sterne; die Luft machte die Lichteffekte oft anders.

Der heftige Rasibéff, der immer rôter wurde als alle anderen, sagte leise:

»Loso dûrfte nicht so ganz unrecht haben.«

Der weitsichtige Loso sprach noch einmal – sehr eindringlich – also:

»Auf der Mondseite, die stets der Erde zugekehrt ist, haben wir heute im Ganzen ungefähr zehntausend Fernrohre. Unsere Krater haben sich doch recht brauchbar gezeigt; wenn auch die Beweglichkeit des einzelnen Rohres nicht allzu groß ist, so ergänzen sich doch die verschiedenen Krater untereinander so gut, dass wir zufrieden sein können. Jedes Fernrohr sitzt in seinem Krater so naturgemäß drinnen, dass es uns beinahe schon unnatürlich erscheint, wenn wir einen Krater erblicken, in dem sich kein Fernrohr befindet – obschon wir wissen, dass auf zehn Krater nur einer mit Fernrohr kommt, während neun noch ohne Fernrohr sind. Wenn wir nun die Absicht hätten, unsere sämtlichen Krater mit Fernrohren zu versehen, so würde ich diese Absicht nur loben, denn die Arbeit, die uns dadurch aufgebürdet wäre, müssten wir für klein ansehen gegen die Arbeit, die uns das große Fernrohr, das Monddurchmesserlänge haben soll, verursacht. Unsere Fabrikleiter sprechen da doch von einer Arbeit, die Jahrhunderte in Anspruch nehmen könnte. Demnach sage ich klar und deutlich: Lieber neunzigtausend großartige Kraterfernrohre als das eine einzige Riesenteleskop mit einer Monddurchmesserlänge! Das ist meine Meinung! Und von der werde ich vorläufig nicht abgehen!«

Über die Ebene schwebten jetzt große Scharen silbern phosphoreszierender Mondleute vorüber, die verglichen mit den Goldkäfern in der Tiefe Silberkäfern nicht unähnlich sahen. Wie silberne Sterne zogen die Mondleute in der Ferne vorüber; runde Ballonbäuche hatten alle Mondleute ohne Ausnahme – und auch alle Mondkäfer.

Zikáll, der Mann der Wissenschaft, sagte leise:

»Was mehr Arbeit machen würde – das eine große oder neunzigtausend kleine Teleskope –, das dürfte wohl schwer zu entscheiden sein. Es käme doch nebenbei noch darauf an, welche Größe die kleinen Teleskope erreichen sollen. Wir haben in den letzten Jahrhunderten jedes neue Fernrohr immer ein wenig größer gebaut als das vordem fertiggestellte; wenn wir also die Größe bei den neuen neunzigtausend so weiter steigern, so könnte das letzte vielleicht viel größer werden als das eine große, das die Länge des Monddurchmessers doch nicht überragen darf.«

Jetzt lachte Rasibéff.

Und die anderen lachten ebenfalls.

Aber der fünfte Mondmann, der bislang geschwiegen hatte und Knéppara hieß, sprach nun folgendermaßen:

»Das kommt davon, wenn man über eine Sache mit Leidenschaft redet. Man schweift ab und gibt schließlich nur Gelegenheit zum Lachen. Das Wichtigste wird dabei regelmäßig vergessen. Ihr denkt gar nicht mehr daran, welchen Umfang die Beobachtung der Erde erreicht hat. Das ist doch die Hauptsache! Ich leite die Beobachtung an neunhundert Teleskopen, und der liebe Loso leitet die Beobachtung an vierhundertunddreißig Teleskopen. Und diese dreizehnhundertunddreißig Teleskope sind nur auf die Erde gerichtet – seit Jahrhunderten! Und viele Hundert anderer Teleskope sind ebenfalls nur auf die Erde gerichtet, sodass man wohl sagen kann: Die Hälfte der Mondbevölkerung beschäftigt sich ausschließlich mit der Erde.«

»Die Rechnung stimmt nicht«, rief da heftig der Rasibéff. »Mehr als zwei Drittel der Mondbevölkerung beschäftigen sich mit der Erde.«

»Nun – wenn's so ist«, fuhr der mächtige Knéppara fort, »dann spricht ja das noch besser für uns. Dann begreife ich aber nicht, wie ihr die Erdfreunde dazu bestimmen wollt, ihre Tätigkeit, die ihnen jahrhundertlang so viel Freude bereitete, plötzlich an den Nagel zu hängen. Die Mehrzahl ist doch gegen euch. Es war doch wahrlich keine Kleinigkeit, das Leben der Erdbewohner genauer kennenzulernen. Wir sind doch schon in der Lage, das zu lesen, was sie drucken lassen. Das hat Mühe gekostet – denn wir haben ihre Sprache mit dem Ohre niemals vernommen. Wir sehen, welche Anstrengungen die Erdleute machen, nach allen Seiten weiterzukommen. Wir sehen, wie sie den ganzen Erdball mit eisernen Schienen umspannen und alles außerdem noch mit Drahtnetzen umspinnen. Die Beobachtung dieser energischen Völkerscharen sollen wir plötzlich aufgeben, um nach den entferntesten Sternen zu greifen? Ich muss feierlich erklären, dass ich die himmelstürmenden Ziele für himmelschreienden Leichtsinn halte – und werde, solange ich noch Einfluss besitze, die Weltfreunde bekämpfen und mit allen Mitteln die Arbeiten der Erdfreunde zu schützen wissen.«

Loso hatte während dieser Rede seine rote Farbe verloren, Knéppara verlor sie jetzt auch – und dadurch deuteten die beiden an, dass sie das Gespräch abubrechen wünschten.

Mafikâsu sagte nur noch ernst, während er noch röter wurde:

»Ich weiß, dass Knéppara und Loso unsere mächtigsten Gegner sind. Und die Weltfreunde wissen, dass sie keinen kleinen Kampf zu kämpfen haben – und dass sie den nicht mehr vermeiden können.«

Zikáll, der Mann der Wissenschaft, hatte nur noch rote Punkte auf seinem Phosphorleibe.

Und als die beiden Erdfreunde, Knéppara und Loso, fragten, ob Zikáll mitkäme – zum Zackenkrater –, da zergingen die roten Punkte auf Zikálls Haut.

Und Zikáll begleitete die beiden Erdfreunde.

Die drei Herren wünschten den Zurückbleibenden freundlich »Guten Abend!«.

Und gleich nach der Erwiderung dieses Grußes war der große Mafikâsu mit seinem Apostel Rasibéff allein.

»Glaubst du«, fragte hastig der Apostel, »dass der Zikáll den Erdfreunden treu bleiben wird?«

»Das glaube ich keineswegs«, versetzte der große Mafikâsu gelassen.

Jetzt schwebten in nächster Nähe viele andere Mondleute vorüber. Und nach einigen Augenblicken gesellten sich drei von diesen zu den beiden glühenden Weltfreunden.

Diese drei sagten ebenfalls freundlich »Guten Abend!«.

Und dabei setzten sie sich auf die Säulen, auf denen noch vor Kurzem die drei anderen saßen.

»Pflastermann!«, rief Mafikâsu lächelnd. »Wo willst du hin?«

Der Pflastermann erwiderte ebenfalls lächelnd:

»Die Herren Nadûke und Klámbatsch, die hier neben mir sitzen, wollen ihrem Leben ein Ende machen, da sie müde geworden sind. Wir wollen morgen in den Todesgrotten sein.«

»Ich spreche«, sagte Mafikâsu rasch, »den beiden Herren meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich die Herren begleiten dürfte.«

»Bist du«, fragte der Pflastermann, »auch schon müde geworden?«